Das Weihnachtsfest eines Musikers.

Humoreske von Franz Hentschel.

Zur Zeit, wo in den Theatern die Stücke nicht zwei- und dreihundertmal hintereinander gegeben wurden und fast täglich Neues erschien, waren sehr viele Leute geneigt zu glauben, die Orchestermitglieder dieser Kunststätten seien die beneidenswerthesten Menschen unter der Sonne, da sie den Genuß hätten, all die schönen Stücke unentgeltlich zu sehen, die Andere nur mit schwerem Gelde sich verschaffen könnten. Aber nicht alles ist Gold, was glänzt. Das wußte am besten Herr Mareisch, Kontrabassist des alten königstädtischen Theaters zu Berlin.

Da er nur ein geringes Gehalt bezog, hatte er mancherlei Sorge, seine Frau und vier Kinder zu erhalten.

Ganz besonderen Kummer machte ihm das liebe, herrliche Weihnachtsfest, — das er gern aus dem Kalender gestrichen hätte — denn da war der Monat, wie auch sein Gehalt, fast zu Ende, die Miethe vor der Thür. Wo sollte da noch Geld zu Geschenken für Weib und Kinder herkommen?

Wieder war Weihnachten, als Mareisch Mittags aus der Probe nach Hause kam.

„Nun Joseph, Geld erhalten?“ fragte seine Frau. „Habe nichts auftreiben können,“ erwiderte dieser mürrisch. „Du kennst ja den Director Geizhammel! Der Filz stand mir kaum Rede und sagte hartherzig: ich gebe keinen Vorschuß ja'd bei den Kollegen — na Du weißt's — da ist auch nichts zu holen.“

„Recht traurig!“ sagte seine Frau, mit ihr das Weinen unterdrückend. Für sie war dieser Tag seit ihrer Kindheit der dankste des Jahres gewesen und nun gedachte sie ihrer Kinder, welche sich auf den Weihnachtsbaum, auf die Aepfel, Nüsse und Pfefferkuchen ganz ebenso freuten, wie sie in ihrer Jugend.

„Recht traurig!“ wiederholte sie. „Die armen Kinder! Ich habe zwar für Stts ein Unterröckchen und ein Paar Hosen fertigt, aber die Hauptsache das doch für sie der Weihnachtsbaum und Naschwerk.“

„Was hilft's! Wir müssen uns austen!“ meinte Mareisch und legte sich auf seinen Großvaterstuhl, um — zu schlafen.

Nach dem Erwachen trank er seinen nicht allzustarken Kaffee und ging fort, um, wie er sagte, noch vor der Vorstellung ein Klavier zu stimmen.

Das brachte damals nur sieben und einen halben Groschen ein, jetzt nehmen die Herren für ihre künstlerische Leistung zwei bis vier Mark. Damit sagte sich Mareisch, kannst Du doch keinen Weihnachtstisch aufbauen, und da er noch bis zum Beginn der Vorstellung geraume Zeit übrig hatte, beschloß er, ein Weißbierlokal zu besuchen. Ein Glas Weißbier, ein Schnäpschen, eine Cigarre — sein Kapital schmolz beinahe auf die Hälfte zusammen.

Noch eine Stunde Zeit.

„Man muß seinen Kummer zu vergessen suchen!“ murmelte er. „Kellner, noch eine Weiße, ein Schnäpschen und eine Cigarre!“

Mit einem halben Groschen in der Tasche eilte er endlich zur Vorstellung.

Man gab ein packendes Volksstück „Weihnachten“, bearbeitet nach Boz-Dickens meisterhafter Erzählung. Das Schauspiel ließ auch Mareisch nicht kalt, und er brummte mit seinem Kontrabaß um die Wette. Besonders regte es ihn auf, als der Geizhals, durch den Traum bekehrt, seinem armen Buchhalter eine prächtige Gans zum Geschenk machte.

„Gänsebraten!“ murrte der Meister des Basses. „Mein Leibgericht! Welcher Dämon gab dem Schriftsteller den unglücklichen Gedanken ein, daß der alte Sünder dem armen Buchhalter gerade eine Gans zum Geschenk machen muß?“

Ein Stoßseufzer beendete sein Philosophieren.

Die Vorstellung war zu Ende.

Als Mareisch ins Freie trat, wehte ihm eine grimmige Kälte entgegen. Zitternd vor Frost und in der schlechtesten Laune bog er über den Alexanderplatz in die Landsbergerstraße ein.

Hier ist die Destillation „zur Taube“. Mit Macht zog es ihn hinein. Das letzte Fünfpfennigstück sollte Schmerz und Aerger hinunterspülen. Ein Zug leerte das Glas, dann eilte er nach Hause.

Kaum hatte er die zweite Treppe nach seiner Wohnung erstiegen, da verspürte er den lieblichen Geruch von Gänsebraten.

„Fataler Geruch!“ brummte er, „besonders für den, der keine Gans auf dem Tische zu erwarten hat.“

Als er die Thür öffnete, kam ihm seine Frau mit den Worten entgegen: „Geschwind hinein, Joseph! die Kinder warten mit Sehnsucht auf Dich!“

Das Wohnzimmer wurde aufgemacht — Mareisch stand da wie betäubt. Auf dem Tische stand eine mit Lichtern geschmückte Pyramide, vier Teller waren mit Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen belegt, jedes Kind hatte ein kleines Spielzeug in der Hand. Das Schönste auf dem Tische war aber unbestritten eine prächtige, duftende, gebratene Gans.

„Träume ich denn, oder bin ich noch im Theater?“ rief außer sich vor Erstaunen das leichtsinnige Fundamentum der Harmonie, dem die behagliche Zimmerwärme wohlthat. „Sage mir um's Himmelswillen, Marie, wie kommen wir — —“

„Ahnst du denn nicht, Joseph?“ unterbrach ihn seine Frau. „Er hat Wort gehalten.“

„Was soll ich ahnen? Wer hat Wort gehalten?“

„Nun, dein Vetter aus Greifswald.“

„Ich verstehe dich nicht. Mein Lebtag hab ich keinen Vetter in Greifswald gehabt. Sprich deutlicher!“

„Was weiß ich!“ erwiderte lachend seine Frau. „Gleich nachdem du fort warst, kam dein Freund Müller, der Oboist, welcher in der Weihnachtszeit Hilfsbeamter bei der Post ist, und brachte uns zwei Gänse und einen Hasen mit diesem Brief. Lies ihn, dann wirst du mehr wissen als ich.“

Sie holte den Brief. Die Adresse lautete:

„An den Musikus Herrn Mareisch zu Berlin, Landsbergerstraße, anbei zwei Gänse und einen Hasen.“ Im Briefe stand:

„Mein lieber Vetter! Freundlichen Gruß von uns allen. Nachbar Reinke, der Dich besuchte, erzählte mir, Du seiest nicht recht zufrieden mit Deinem Geschick. Das thut mir leid, mußt Dich trösten. Damit Du siehst, daß wir an Dich denken, schicke ich Dir zum frohen Feste zwei schöne fette Gänse und einen Prachthasen. Wünsche guten Appetit. Hoffentlich komme ich auch einmal nach Berlin. Dein Dich liebender Vetter Franz.“

„Nun du Hans Vergeßlich!“ meinte Frau Mareisch. „Jetzt ist's dir doch klar!“

Meister Mareisch kratzte sich den Kopf und — schwieg.

„Nicht wahr, ich habe es dir doch recht gemacht? Wir haben an einer Gans zur Genüge. Die Nachbarin war sogleich erbötig, mir für die andere zwei Thaler zu geben. Das Geld habe ich genommen und die Einkäufe gemacht, damit die Kinder doch auch ihren Weihnachten haben. Für dich liegt hier ein Päckchen Cigarren. Die Gans habe ich gleich im Ofen gebraten, da haben die Kinder und wir ein gemüthlich warmes Zimmer. Der Hase hängt aus dem Fenster und soll uns zu Neujahr schmecken. Nun beeile dich, Joseph, und schneide jedem Kinde ein Kosthäppchen.“

„Sogleich!“ stimmte Mareisch bei. „Du hast deine Sache wirklich gut gemacht.“

Bei'm Tranchiren murmelte er vor sich hin: „Geschehen ist geschehen! Wer viel spricht, hat viel zu verantworten.“ Sich dann mit einer Keule beschäftigend, äußerte er laut:

„Schmeckst du prächtig! Danken wir dem Herrn, denn er ist uns freundlich gesinnt.“

„Du meinst deinen braven Vetter?“ versetzte seine Frau.

„Nun ja,“ erwiderte lächelnd Mareisch.

* * *

Die Sache blieb lange unaufgeklärt, aber endlich kam doch Licht hinein.

An der Georgenkirche war „Mareisch“ — ein Namensvetter des Kontrabassisten, doch ohne jede Verwandtschaft — Organist und wohnte gleichfalls in der Landsbergerstraße.

Als Musiker aus der pommerschen Heimath gegangen, hatte er sich in Berlin unter Leitung von Bernhard Klein zum Organisten gebildet und eine Stellung erhalten.

Sein biederer Vetter in Greifswald glaubte die Adresse an ihn deutlich genug bezeichnet zu haben. Vielleicht traf auch eine Schuld den Oboisten und Posthilfsbeamten Müller, der in seinem Eifer, dem Freunde dienen zu können, an Niemand anders dachte, als an den Kontrabassisten.

Zudem vergingen Jahre, ehe besagter Vetter aus Pommern Berlin besuchte. Als er Mareisch, den Organisten sprach, äußerte er allerdings seine Verwunderung darüber, daß dieser ihm weder seine Freude noch ein Wort des Dankes für die beiden schönen Gänse und den Prachthasen ausgesprochen hätte.

Der Organist zog den armen Kontrabassisten mündlich zur Rechenschaft, doch als dieser ihm beichtete, wie das Geschenk ihm in seiner Bedrängniß zurecht gekommen sei, verzieh eine Künstlerseele der andern.

Die Gänse und der Hase waren den Weg alles Fleisches gegangen; hin war hin. Ein fröhliches Weihnachten hatten sie der bedürftigen Familie bescheert. Der Vetter aber hat in Zukunft seine Sendungen deutlicher adressirt.

Ein Händedruck.

Von Liesbeth Lindemann.

Wie sie war?

Er wußte nichts von ihr. Er wurde ihr vorgestellt, und sie führten ein gleichgültiges höfliches Gespräch. Zufällig kam dasselbe auf gemeinschaftliche Freunde, und da wurde sie warm. Als sie schieden, gab sie ihm die Hand.

Das war's. Er blieb noch lange in der Gesellschaft, aber immer noch, selbst als er schon lange daheim war, spürte er diesen festen, warmen Händedruck. Es war etwas so eigenthümlich Ehrliches und Treuherziges in ihrer Art, die Hand zu geben; sie schien auch gar nicht freigebig damit.

Wochen vergingen; da traf er sie in einer Abendgesellschaft und führte sie zu Tisch. Sie sprachen wieder von den gemeinsamen Freunden, und sie plauderten lieb und zutraulich. Langsam zog sie die Handschuhe aus, und er heftete unwillkürlich seine Augen mit so großer Aufmerksamkeit auf ihre Hände, daß sie es bemerken mußte. Sie lachte, wurde roth und sagte dann etwas verlegen:

„Ach bitte — meine Hände sind so wenig „lady-like“ — ich habe sie nie geschont.“

Dann aber legte sie die eine Hand mit ausgespreizten Fingern so unvortheilhaft als möglich auf den Tisch und sagte mit einer allerliebsten, halb trotzigen, halb schelmischen Miene:

„Da, sehen Sie mal! und blickte ihn von der Seite an.

Sie fingen Beide an zu lachen, und zwar so harmlos glücklich; ihm wurde kinderfroh dabei zu Muthe.

Sie hatte recht. Das waren keine weißen, glatten Fingerchen, oben schön zugespitzt und rosig angehaucht, das war kein weichlich zartes Damenhändchen — das war eine nervige, kleine, feste Hand mit einem ausgesprochenen Zug von Charakter.

„Schön ist sie nicht!“ sagte sie lachend.

„Aber treu!“ erwiderte er.

Ueberrascht sah sie ihn an, senkte dann den Blick und sagte leise: „Ich glaube.“

Dann wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen.

Er hoffte ihr bald wider zu begegnen, doch vergebens. Nach längerer Zeit erkundigte er sich und hörte, sie wäre gleich den nächsten Tag nach jener Gesellschaft fortgefahren zur Pflege ihrer erkrankten Freundin.

Er dachte bei sich: „Wen diese Hand pflegt, der muß bald gesund werden.“

In derselben Nacht träumte ihm, er wäre fieberkrank. Es war ein wüster, quälender Traum. Da, plötzlich, faßte eine kleine Hand die seine mit festem, warmem Druck; ihn durchströmte ein wohliges, behagliches Gefühl, die Spannung löste sich, und er fiel in erquickenden Schlaf.

Am nächsten Morgen — es war ein Sonntag, und die Sonne schien goldig und klar — sah er sich im Zimmer um; ihm kam Alles so neu vor. Er stand auf, kleidete sich an und sang und pfiff ein lustiges Lied nach dem andern. Aus dem Spiegel lachte ihn sein Gesicht an — er stand verwundert davor. Da überkam's ihn: „So alt mußtest Du werden, eh' Du wußtest, was Glück ist. Mensch! Ueber dreißig Jahre alt bist Du geworden und hast das nicht gespürt! — Doch — neulich schon, als Du mit ihr zusammen lachtest.“

Dann setzte er sich hin und dachte eine Weile nach.

„So, mein Junge; sobald sie nun zurückgekehrt, gehst Du zu ihr und fragst — nein, bittest sie, ob sie Dein Lebensglück in ihre feste, kleine Hand nehmen möchte.“

„Die kleine, feste, treue Hand,“ ihm war's, als ob er das immerfort vor sich hin singen und sprechen müßte. Er that es auch. Er sang eine selbsterdachte Melodie mit selbsterdachten Versen, und der Refrain war immer: „Die kleine, feste, treue Hand.“

Das war ja lauter Unsinn, aber es machte ihn froh.

Zuletzt nahm er seinen Hut und lief auf die Straße hinaus. Herrgott, wie schön ihm die Sonne in's Herz schien, und wie war er glücklich!

An der Straßenecke traf er einen Bekannten, Dr. H., welchem sein frohes Gesicht auffiel.

Ja, ja, traurige und fröhliche Gesichter, immer abwechselnd,“ meinte der Arzt.

Traurig? Es war ja wohl möglich, daß bei solchem Sonnenschein Menschen traurig sein könnten.

„Ich war soeben bei der Familie R.“ — fuhr Dr. H. fort — „Sie verkehren ja auch dort. Liebenswürdige Menschen. Ich mußte eine Nachricht bringen, welche ihnen recht nahe ging. Sie kennen doch Fräulein W.? Richtig am letzten Gesellschaftsabend bei den R.'s führten Sie sie zu Tische. 's war ein Prachtmädel. Die R.'s liebten sie, als wär's ihr eigen Kind; sie war auch Monate lang dort zu Gast.“

Was sollte das Geschwätz des alten Herrn? Es war ihm unheimlich.

„Fräulein W. ist verreist,“ warf er zerstreut dazwischen.

„Jawohl, sie ließ sich nicht halten. Das Mädel hielt was auf Freundschaft; sie pflegte die typhuskranke Freundin aufopfernd. Als die gesund war, legte sie selbst sich hin, und heute wird sie beerdigt.

— — — — — — — —

Er saß in seinem Zimmer. Nicht daß er einen empfindlichen Schmerz fühlte — er war wie verdummt. John fiel das derbe Volkswort ein: „Wie mit der Axt vor den Kopf geschlagen.“ — Gerade solch' ein Gefühl hatte er.

Er bemühte sich zu denken, was denn geschehen sei; er war doch so froh, ehe er auf die Straße hinunterging — da empfand er einen unerträglichen Druck in der Brust. Nein, nicht denken, nicht denken!

Wie war's doch nur? Ach so, er hatte so vergnügt gesungen. Er brauchte sich ja nur einzubilden, er wäre nicht ausgegangen, um wieder so vergnügt zu sein. Natürlich! Und er ging auf und ab und bemühte sich zu singen; es klang etwas heiser, aber das machte nichts, das würde bald besser werden. Ei, wie schön die Sonne schien! Er sang denselben Unsinn wie vorhin, nun kam der Refrain — er biß die Zähne zusammen. Da brach's hervor und schüttelte ihn. Er riß die Vorhänge herab — die Sonnenstrahlen waren entsetzlich. Dann fiel er auf den nächsten Sessel, legte den Kopf auf die Arme und schluchzte:

Die kleine, feste, treue Hand!
Die liebe, treue Hand!“

Guter Appetit.

Im Londoner zoologischen Garten lebten in einem der Glaskäfige des Schlangenhauses seit längerer Zeit friedlich und in Eintracht zwei große Boa-Constrictors, deren eine 9, die andere 8 Fuß lang war. Als kürzlich eines Morgens der Wärter nach ihnen sah, fand er nur noch eine vor. Er dachte im ersten Moment, sie sei entkommen; ein Blick auf das gebliebene Exemplar belehrte ihn bald eines Besseren. Die verschwundene Schlange war noch im Käfig, sie war nur nicht sichtbar, weil ihre liebenswürdige Kollegin sie „mit Haut und Haaren“ verschluckt hatte. Zur Ehre der Mörderin muß bemerkt werden, daß nicht böse Absicht, sondern nur ein „Versehen“ ihrerseits vorlag. Beide Schlangen hatten am Vorabend je eine Taube erhalten; die große hatte die ihrige bereits verschluckt, und die kleine war eben im Begriff, dasselbe zu thun, als sie für die Nacht allein gelassen wurden. Man nimmt nun an, daß die größere den Theil der Taube, der aus dem Mund der kleineren ragte, packte und allmählig nicht nur den Vogel, sondern den Kopf der anderen Schlange hinunterschluckte. Wenn das Schlucken einmal angefangen, mußte es weitergehen, da die Zähne der Schlangen nach innen gebogen sind, und so die Beute niemals den Rückweg antreten kann. Die große Schlange, die sich anfangs kaum regen und nicht zusammenrollen konnte, was kein Wunder war, da ihre verschluckte Kollegin ja nur einen Fuß kürzer war und 50 Pfund wog, ist jetzt wieder in jeder Beziehung all right; die muß einen guten Magen haben!

De Reis' na Belligen.

An „de Reis' na Belligen“ erinnert folgende Geschichte aus dem ostpreußischen Kreise Darkehmen: Der Käthner M. aus K. und dessen erwachsener Sohn waren nach Trempen zum Jahrmarkt gefahren. Auf dem Heimwege wollte das Rößlein, welches vor den schwerbelasteten Wagen gespannt war, fast den Dienst versagen. Man gönnte dem ermüdeten Thiere dann einige Ruhe, streifte ihm den Zaum ab und ließ es im Walde am Grabenrand weiden. Bald jedoch hatte die Wirkung der brütenden Mittagssonne wie des im Uebermaß genossenen Feuerwassers bei den beiden Insassen ihre Schuldigkeit gethan — sie waren auf dem Gefährt eingenickt. Als sie Abends erwachten, befand sich zwar Wagen und Rößlein noch an derselben Stelle, nur die kostbare Jahrmarktswaare war verschwunden. Höchst erstaunt entdeckte man sie alsbald an dem nächsten Tannenbaum, der wie ein Weihnachtsbaum mit ihr geschmückt war. Da gab's denn ein heftiges Wettklettern zwischen Vater und Sohn nach den selbst an den höchsten Baumspitzen befindlichen Sachen. Endlich war das gefährliche Werk vollendet; es fehlte nur das Branntweinfäßchen mit seinem Inhalt. Mit zerfetzten Kleidern und arg zerschundenen Gliedern machten die Jahrmarktbesucher sich eilends von dannen — um eine Erfahrung reicher. Die festliche Ausstattung des Tannenbaumes aber hatte ein Stromer besorgt, der am nächstfolgenden Tage dingfest gemacht wurde, in dessen Besitz sich aber nur noch das leere Branntweinfäßchen vorfand.

Ein unverfänglicher Zeuge.

An den Postschalter eines in Mecklenburg belegenen kleinen Ostseebades kam vor einiger Zeit, wie die „Deutsche Verkehrsztg.“ erzählt, eine reizende junge Frau, die ein dreijähriges, niedliches Mädchen an der Hand führte, und forderte einen angeblich von ihrem Gatten gesandten Einschreibebrief. Da dem Beamten die Persönlichkeit dieser Dame unbekannt war, so bat er um die nöthigen Ausweis-Papiere. Die Dame lächelte den Beamten ganz ungläubig an und bedeutete ihm, daß sie solche nicht besitze, in demselben Augenblick zog sie jedoch ihren Trauring vom Finger und übergab ihn dem Beamten zur Besichtigung. Der Ring zeigte jedoch nicht den vollen Namen, sondern nur zwei Anfangsbuchstaben. Als der Beamte den Ring als ausreichenden Ausweis nicht anerkannte, rief die Dame aus: „Halt, ich hab's, Sie Ungläubiger. Erika, komm mal her und sage dem Onkel, wie Du heißt.“ Das kleine Mädchen: „Ich heiße Erika M.“ Dame: „Wer bin ich denn?“ Erika: „Du bist meine Mama.“ Dame: „Was ist Dein Papa?“ Erika: „Bankbeamter in Berlin.“ Dame: „Und wie heißt Dein Papa?“ Erika: „Der heißt Otto M.“ — Der Beamte hielt diesen Ausweis für genügend, händigte den Brief aus und schrieb auf den Ablieferungs-Schein „Persönlich bekannt“.

Elephanten Amüsement.

Der Dickhäuter des „Jardin de Plantes“ in Paris pflegte seinen Bewunderern einen Streich zu spielen, den auszuführen nur ein mit höherer Intelligenz begabtes Thier im Stande war. Sein Haus öffnete sich nach einer Einzäunung, der Elephantenpark genannt, die eine Art tiefen Teich enthielt, in welchem er vollständig untertauchen konnte. Hierbei guckte dann nur noch das kaum bemerkbare letzte Endchen des Rüssels aus dem Wasser heraus. Hatte sich nun ein Zuschauerkreis an der Umzäunung versammelt, der, da der Elephant nicht sichtbar war, geduldig darauf harrte, daß dieser aus dem Hause treten sollte, so fiel oft ein unerwarteter Regenschauer auf die sommerlich geputzten Damen und Herren herab, die unter benachbarten Bäumen Schutz suchten und verwundert, woher die schweren Tropfen kämen, nach dem Himmel blickten. Gleich darauf bemerkten sie aber, daß der Elephant gemüthlich aus seinem Bade stieg und sich über den gelungenen Streich offenbar weidlich ergötzte. Als dieser Scherz allgemein bekannt geworden war, flüchteten sich die Zuschauer sofort, wenn in dem Wasser eine Bewegung bemerkbar wurde; jetzt aber arbeitete sich der Elephant so schnell wie möglich aus dem Teiche heraus und schien allemal höchst erfreut über die Verwirrung, die er angerichtet hatte.

Verhängnißvolle Verwechselung.

Das „mißlungene“ Porträt der Schwiegermama hat — so schreibt man den „M. N. N.“ aus Paris — das Glück zweier Liebenden vernichtet. Kürzlich kam der Notariatsgehilfe Leon D. aus Provins nach Paris und stieg bei seinem Onkel, einem Rentner, am Boulevard de Clichy ab. Er galt schon seit Langem als der Bräutigam seiner Cousine Alice und fühlte sich überglücklich in ihrer Nähe. Dieser Tage lud er Onkel, Tante und Cousine zum Besuche des Jahrmarktes ein, der eben auf den äußeren Boulevards am Fuße des Montmartre stattfindet. Der Abend verlief in ungetrübter Heiterkeit und man beschloß, sich in einer Bude photographiren zu lassen. Der Magnesiumdraht wurde abgebrannt, die Gruppe aufgenommen, der Bräutigam erlegte die verlangten 16 Francs für das Bild, das er aber erst am nächsten Tage erhalten sollte. Er fand sich zur festgesetzten Stunde ein, übernahm das bereit gehaltene Packet und eilte zu seiner Alice. Hier wurde das Packet aufgemacht und die Photographie herausgenommen, aber o Entsetzen, es stellte einen Esel, einen Ochsen und zwei Kühe dar! Der Photograph, gegen den Anzeige erstattet wurde, erklärte, er hätte Tags zuvor das Vieh eines Gemüsehändlers von St. Denis aufgenommen und die zwei Bilder verwechselt. Wie plausibel auch diese Erklärung klang, so wollte die Schwiegermama darin eine beleidigende Absicht erblicken und schwur, aus der Heirath zwischen Leon und Alice werde nichts! — O, diese Schwiegermütter!

Friedrich der Große und das Kammergericht.

Im Jahre 1773 führte König Friedrich der Zweite von Preußen einen Prozeß mit der verwittweten Geheimen Etatsräthin von Marschall auf Tazdorf wegen des Grabens und Verkaufens von Kalksteinen. An ihr Rittergut nämlich, auf dessen Grunde sich Kalkberge befanden, grenzte das Königliche Amt Rüdersdorf, wo ebenfalls Kalksteine gebrochen wurden. Während des Prozesses nun befahl der König seinen Schleusenwärtern an dem Kanal, der von jenen Kalkbergen in die Spree führte, den Schiffen der Etatsräthin, wenn sie mit Kalk befrachtet wären, die Schleusen nicht zu öffnen, sondern den königlichen Kanal nur den königlichen Schiffen zu Gute kommen zu lassen. Darüber beschwerte sich Frau von Marschall beim Kammergericht, das ihr Recht gab und die Schleusenwärter anwies, auch ihre Fahrzeuge durchzulassen. Die königlichen Bedienten, des ihnen ertheilten Befehles eingedenk, weigerten sich. Da schickte das Kammergericht seine bewaffnete Macht und ließ trotz der königlichen Ordre seinen Rechtsspruch vollziehen. Friedrich der Große mußte sich dem fügen.

Neue Anwendung der Photographie.

Bei der jetzigen Möglichkeit von Augenblicksaufnahmen, hat sich die Anwendung der Camera nach allen Seiten hin erweitert. Vor Kurzem glaubte man an einer eisernen Bahnbrücke zu bemerken, daß sie nicht mehr ganz in Ordnung sei, obwohl sich äußerlich nichts Fehlerhaftes daran nachweisen ließ. Auch einem hinzugezogenen berühmten Ingenieur gelang das nicht. Dieser verfiel aber auf einen guten Gedanken. Er nahm zuerst die leere Brücke photographisch auf und hielt die ganz unveränderte Camera bereit, bis ein Eilzug vorüberbrauste. Als dessen schwere Lokomotive etwa auf der Mitte der Brücke war, nahm er noch ein zweites Augenblicksbild mit derselben Platte auf. Als das Bild darauf schließlich besichtigt werden konnte, zeigte es sich, daß die Brücke unter der Last des Zuges eine bedenkliche Senkung erlitt, so daß an ihre Versteifung gegangen wurde, eh' es zu einem Unglücksfalle kam.

Harmonie.

„Also Sie weisen meine Werbung zurück, mein Fräulein?“

„Ja, ich kann nicht anders, weil ich Sie nicht liebe!“

„Aber Gnädigste, das würde doch im Laufe der Zeit die schönste Harmonie geben, denn offen gestanden, ich theile Ihre Gefühle.“

Der musikalische Oberst.

Oberst: „Sie, Stabshautboist, warum blasen die Leute da bei diesen Stück immer so schwach?“

Musikmeister: „Entschuldigen, Herr Oberst, das hat der Componist so vorgeschrieben!“

Oberst: „Was, vorgeschrieben! Der Soldat hat im Dienste stets seine ganze Kraft einzusetzen! Verstanden?!“

Ungeschicktes Compliment.

Kunstenthusiast: „Mein Fräulein, Sie haben gestern die Rolle der unglücklichen Maria Stuart wunderbar gespielt, es war eine vollendete Leistung!“

Künstlerin: „Nicht doch. Dazu müßte man jünger und hübscher sein — dann könnte man von einer vollendeten Leistung sprechen!“

Kunstenthusiast: „O nein—ich bleibe dabei, es war trotzdem eine vollendete Leistung!“

Naiver Bescheid.

Herr (auf der Straße zu einem kleinen Mädchen): „Wie heißest Du denn, Kleine?“

Kleines Mädchen (verwundert): „Wie, das wissen Sie nicht einmal? Das weiß ja schon mein kleiner dreijähriger Bruder!“

Richtigstellung.

A.: „Ich würde mein einzig Kind nie einem Reisenden zur Frau geben, so ein Mensch ist wie ein Schmetterling, der von einer Blume zur andern fliegt.“

B.: „Sie meinen wohl, aus einer Hausthür zur anderen.“

Hartnäckig.

Freund (einen gestürzten Radfahrer im Krankenhaus besuchend): „Armer Kerl, Du hast doch immer Pech! jetzt wird Dir das Radfahren wohl bald leid sein!“

„Hm, beide Beine hab' ich nach und gebrochen und den linken Arm; wenn ich den rechten jetzt noch brech', dann geb' ich's endgültig auf!“

Wo man schwimmen lernt.

Major (zu einem Soldaten): „Können Sie schwimmen?“

Soldat: „Jo, Herr Major!“

Major: „Wo haben Sie es gelernt?“

Soldat: „Im Wasser, Herr Major!“

Gewissenhaftigkeit.

Im Laden. „Ich bitt' um Insektenpulver. — „Für wie viel!“ — „Ich bitt', wir haben sie nicht gezählt.“

Abgewinkt.

Dame (alte Jungfer kokett thuend): „Herr Lehmann, was halten Sie eigentlich von der Ehe?“

„Herr (Junggeselle): „Mich immer möglichst fern, gnädiges Fräulein!“

Befolgt.

Herr (zu dem neuen Diener): „Wenn Jemand kommen sollte, ich bin um zwölf Uhr zurück, hören Sie?“

„Jawohl!“

(Später.) „Nun, war Jemand hier?“

„Jawohl, sechs Bettler, die ich um zwölf Uhr zurückbestellt habe!“

Vergaloppirt.

Dame: „Weil ich meinem Cousin, dem Studenten, 50 Mark geliehen habe, scheinen Sie mich für dümmer zu halten, Herr Doktor, als ich bin.“

Herr: „O bitte, für viel gescheidter, gnädiges Fräulein!“

Gemüthlich.

Dicker Student (der bei seiner Heimkehr einen Einbrecher an seinem Kleiderschrank beschäftigt findet): „Die Arbeit hätten Sie sich sparen können, Mann! Von meinen Kleidern wird Ihnen wohl nichts passen!“

Selbstredend.

Lieutenant: „Na, Malen kann doch gar nicht so schwer sein, was, Gnädigste.“

Dame: „Na, man muß natürlich Talent haben!“

Lieutenant: „Na, hat man doch aber ganz selbstredend!“

Durchschaut.

A.: „Denken Sie sich, ich hab' letzthin sogar Nachts um 12 Uhr einen Hasen bei Mondschein geschossen.“

B.: „Ach, gehen Sie da hat ja kein Wildhändler mehr auf.“

Zerstreute Bedenken.

Braut (zärtlich): „Weißt Du denn aber auch, ob ich Deinen Eltern willkommen bin, Edgar?“

Bräutigam: „Aber die Frage, Liebste! Du dürftest schon einige hundert Thaler weniger haben!“

Ausrede.

Kaufmann: „Wie kommen Sie dazu, meiner Tochter eine Kußhand zuzuwerfen?“

Commis: „Entschuldigen Sie, ich habe mir nur die Finger abgeleckt!“

Vorsichtig.

„Weshalb leugnest Du dem Assessor gegenüber immer so hartnäckig, daß Du Klavier spielen kannst?“

„Weil ich glaube, daß er Absichten auf mich hat!“

Der kleine Egoist.

Onkel: „Und es thut Dir nicht leid, daß Dein Papa die Gicht in die Beine hat?“

Märchen: „Nein, Onkelchen!“

Onkel: „Aber weshalb denn nicht?“

Märchen: „Weil er mich jetzt nicht mehr d'rüber legen kann.“

Hübsche Aussicht.

„Tantchen, weßhalb hast Du denn Dein Kätzchen ausstopfen lassen?

„Weil ich es so lieb gehabt habe!“

„Ach, Tantchen, dann laß' ich Dich später auch einmal ausstopfen, wenn Du todt bist!“

Herausgeplatzt.

Onkel (auf Besuch gekommen): „Teufel, ist das aber ein weiter Weg von Deiner Wohnung bis zur Universität!“

Student: „Nicht wahr, wenn man den jeden Tag gehen müßte!“

Der Schlaukopf.

Lehrer (der soeben von den Nähnadeln gesprochen): „Karlchen, was sind also Nähnadeln?“

Karlchen: „Sehr nützlich!“

Lehrer: „Und wieso?“

Karlchen: „Sie retten einem das Leben.“

Lehrer: „Weshalb denn?“

Karlchen: „Wenn man sie nicht verschluckt, Herr Lehrer!“

Verletzt.

Herr: „So machen heute ein Gesicht, als ob Sie Zahnschmerzen hätten, Fräulein!“

Altes Fräulein (pikirt): „Halten Sie's etwa nicht für möglich, daß ich noch Zahnschmerzen haben kann, mein Herr?“

Berechtigte Angst.

Zahnarzt (welcher einem Bauern den kranken Zahn untersucht): „Ja, der Zahn muß 'raus, es ist der Weisheitszahn!“

Bäuerin: „O Jesses, den lassens ihm drinna, er is so schon nimmer g'nug g'scheit!“